

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	6 (1916)
Heft:	42
Artikel:	Der Kuhreihen
Autor:	Gos, Charles
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-644125

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wie die Gemeinden Willisau, Hergiswil, Menzberg und das näherte Entlibbuch, in den Bereich der Einwanderung.

Zu dem einen allgemeinen ökonomischen Grund der Ansiedlung gesellten sich nun im Luzernischen noch zwei besondere, die eine wesentliche Erleichterung der Existenz zu bedeuten schienen, deshalb viele schwache Elemente anlockten und oft Anlaß zum endgültigen Ruin schwankender Existenzen gab. Einmal betrug die Höhe der Landpreise und Steuern nur zwei Drittel der bernischen. Sodann, und das war ausschlaggebend, bestanden günstige Hypothekerverhältnisse. Die Gültzinse betrugen bis vor wenig Jahren noch $3\frac{3}{4}\%$. Das erniedrigte den Schuldenwert gegenüber Bern wieder um ein Fünftel. Obendrein waren die Anzahlungsverhältnisse weit günstiger. So bestand die allgemeine Möglichkeit, mit wenig Kapital einen großen Hof zu kaufen, mit ehrlicher Arbeit ein ordentliches Stück Geld zu erübrigen, die letzten Hypotheken abzulösen und die ersten zu verzinsen. Leider verdarb ein Uebelstand vielen Neulingen Hoffnung und Leben. Die Gültten, von 6 zu 6 Jahren kündbar, lagen und liegen noch in den verschiedensten Händen und haben jede ihren eigenen Zinstermin. Da nun selten ein Bauer Buchhaltung für notwendig hielt, ließ man vielfach den Zins laufen, bis ihn das Betreibungsamt einforderte, wenn nicht der Gläubiger so höflich oder überhaupt imstande war, selber zu mahnen. Auf diese Weise belam zunächst die Bureaucratie außerordentlich zu schaffen. Der Bauer aber lebte so ziemlich zwischen Zins und Zins in den Tag hinein, ohne über seine wirkliche Finanzlage klar zu sein. Schlimm wurde der Umstand, daß die rückständigen Zinsen bei Verläufen dem Käufer aufgebürdet wurden. Er rief geradezu der Spekulation, indem es bei steigenden Bodenpreisen leicht möglich war, jahrelang sozusagen ohne Zins zu wirtschaften, nach möglichster Ausnutzung eines guten Bodens aber diesen mit einer Preiserhöhung im Betrag der gehuldeten Zinsen zu verkaufen. Der mit den Gesetzen unbekannte und unberatene Fremdling sah sich oft fast vom ersten Tag seiner neuen Wirtschaft an mit unerwarteten alten Zinsforderungen beobachtet und wurde nach kurzem Schmerzlinne, daß die Forderungen gesetzlich seien. Räumen solche trasse Fälle auch selten vor, so bildete das Zinsengeschäft doch die erste unliebsame Überraschung, wo nicht die Ernüchterungsdouche für den allzu gutmütigen Käufer. Das Schlimmste aber war die Kredit- und Kursfraglichkeit der Gültten. Banken bezahlten 90 Prozent des Nennwertes; für letzte Gültten, d. h. auf das letzte Drittel der Hypotheken lautende, also weniger sichere Titel, verlangte sie obendrein doppelt und mehrfach Bürgschaft. Trat nun der Fall ein, daß mehrere Tausendergültten, sagen wir zehn, gleichzeitig kündbar und gefündet wurden, so waren von der Kasse mit Mühe und Not und erlisteter Bürgschaft 9000 Fr. zu erpressen; der letzte Tausender war verloren und mußte als neue Schuld auf den Käufer fallen. Fand er aber keine Bürgschaft, hatte er obendrein gar noch rückständige Zinsen, Mißjahre und Unfälle bei Menschen und Vieh erlitten, dann war der Ruin kaum abzuwehren. Er akkordierte oder konkursierte; der Luzerner sagt: „Er het lo schüübe!“ Namentlich in den Berggemeinden war dieser letzte Weg oftmals das Ende von tausend Mühen und Hoffnungen; denn die Preise des wenig erträglichen Bodens wurden allzusehr in die Höhe getrieben. Nichtsdestoweniger kämpfte sich eine stattliche Zahl zu Wohlstand durch. Wer arbeitsam, bedächtig, wohl beraten und von guten Freun-



Der Genfersee in seiner natürlichen Uferentwicklung.

den oder Betttern unterstützt war, hielt sich am Ende allen Widerhaften und Stacheln eines fremden Gesetzes zum Trost und errang sich seinen Platz an der Sonne bürgerlicher Ehrbarkeit und Achtung.

Um zum Schluß noch einige Angaben über den gegenwärtigen Stand der kirchlichen und der Schulangelegenheiten zu geben, ist zu bemerken, daß es außer der Stadt-luzernischen Protestantinkirche Kapellen in Willisau, Sursee und Schüpfheim gibt. Der Pfarrherr von Willisau, von der Luzerner richtig der „Bernerpfarrer“ genannt, predigt außerdem in Wolhusen, wo die Behörde im Schulhaus ein Lokal zur Verfügung gestellt haben. Es gibt boshaft Leute, die behaupten, der wichtigste religiöse Feiertag der bernischen Lüderner sei die Lüderentilbi. Vielleicht denken sie daran, daß die Kapellen teilweise aus Sammlungen der bernischen Landeskirche erbaut wurden und von ihr unterstützt werden, und zwar begann das kirchliche Leben erst fast zwei Jahrzehnte nach Beginn der Einwanderung. Nach 1880 kamen die ersten, 1885–88 der Hauptstrom über Ruswil und Malters; davonher röhren einzelne dichtere Siedlungen, wie das ganz bernische Geis zwischen Menznau und Ruswil, und die einzige private Primarschule von Höhböschen, zwischen Ruswil und Malters. Aber erst nach 1900 wurde der Gedanke von Kirchgemeindegründungen rege und noch ging es teilweise beinahe ein Jahrzehnt, bis die nötigen Summen beieinander waren.

□ □ □ Der Kuhreihen. □ □ □

Bon Charles Gos.

Die Fremdenlegion lagerte diesen Abend am Rande der Wüste. Sie hatte eine lange Etappe gemacht, und der Tag war brennend heiß gewesen. Erst spät war der Befehl zum Halten gekommen. Die Kolonne hielt an. Das Biwak wurde organisiert. Die Legionäre hatten die Suppe gefaßt. Eine gewisse Bewegung ging durch das Lager und die Nacht sank herab. Ein großes Feuer flamme in der Mitte des Biwaks und warf seine gespenstischen Lichter auf die ringsum stehenden Soldaten.

Die Kolonne mußte in Elmärschen den Anschluß an die von den Rebellen angegriffenen vorgeschobenen Truppen suchen. Doch die unheimliche Ungewißheit der kommenden Tage trübte die Ruhe der Leute keineswegs.

Eigentümliche Gestalten, diese Legionäre, diese Deserteure des Lebens, die den Mantel des Vergessens um ihre Vergangenheit hüllen! Man mußte die Entzagung dieser

ungekannten Helden bewundern, die sich morgen vielleicht für die dreifarbig Fahne in Stütze hauen ließen.

.... Es war Vollmond. Er überflutete die Landschaft mit seinem milden Lichte. Um das Lager breitete sich die Wüste, ungeheuer und leer, ohne Schatten und ohne Hügel, und zerfloss am Horizont in eine unbestimmbare, im Mondlicht dahinschmelzende Linie. Die bläulichen Strahlen übersilberten die Erde, und flimmerten in den Bajonetten der Gewehrpyramiden. Die Nacht war kalt. Die Luft, die Erde waren kalt. Das ganze Leben dieser klaren und schweigenden Nacht, das ganze Leben dieser unfruchtbaren Erde schien einzig in dem knisternden Glutherd zu glimmen.

Das Mondlicht verstärkte die Schatten, zog sie unmerklich in die Länge und bestrahlte die Umrisse der Dinge. Die Soldaten zogen den Rücken ein unter dem Nachttau und streckten die Hände über das Feuer. Die Ermüdung des Tages machte ihre Augenlider schwer. Die Glieder waren erschlafft, der Leib sehnte sich nach Ruhe. Jeden Augenblick konnte der Befehl zum Vormarsch kommen. Einige hatten sich in eine Decke gerollt und lang auf den Sand hingestreckt. Doch die meisten wachten. Aber langsam wurden sie still. Die Lieder schwiegen. Die Gespräche verstummen. Die Witze erregten kein Lachen mehr.

Plötzlich erhob sich eine Stimme:

„Du, Schweizer — he! du Schweizer, sing uns etwas!“

Der Vorschlag löste die Erstarrung, welche die Geister ergriffen hatte. Sie belebten sich, mehrere Stimmen ertönten:

„Ja ja — vorwärts, der Schweizer! Auf!“

„Wir hören — vorwärts!“

„Bravo dem Schweizer! Man hört ihn ja nie!“

Da erhob sich hinter einer Gruppe ein Mann, redete seine hohe Gestalt und näherte sich dem Feuer. Ein tiefes Schweigen herrschte, als ob seine Anwesenheit allein es geböte, als ob etwas Schweres in der Luft läge. Er ging langsam, schweren Schrittes, mit dem den Bergbewohnern eigenen Gang, den die Arbeit, die Sorge, die Entzagung hervorbringt. Dieser Mann war der Rüher von Audon! Seit fünfzehn Jahren war er Legionär. Nach einer armeligen Liebesgeschichte hatte er seine Berge verlassen; doch weder die Berge noch die Ungetreue konnte er vergessen. Im Herzen eines Hirten wie im Herzen eines Königs bleiben die Gefühle lebendig.

Noch immer zieht die Erinnerung des Rühers von Audon nach den Alpen der Waadt. Mit gedämpfter Stimme singt er wohl abends das Lied seiner Leiden. Der ein wenig schmachende, melancholisch verkleidete Gesang steigt vom Tal zu den schlafenden Gletschern . . .

Beim Feuer hielt der Rüher von Audon an. Sein Blick fuhr über die herumhockenden Soldaten und verlor sich im Mondlicht. Ein Blick, der durchbohrend schien und doch in Wirklichkeit nur in die Vergangenheit gerichtet war. Ein Blick, der die Seele austut, und nichts von der Gegenwart, vom äußern Leben sieht. Von Zeit zu Zeit beleuchtete eine hochaufzündende Flamme grell sein Gesicht mit den energischen Zügen und dem dichten Bart. Dann erstarb die Flamme. Das Dunkel verfinstert seine Gestalt — langsam hüllt ihn das Mondlicht ein und mildert sie mit seinem blassen, wesenlosen Schein.

„Ein Lied, Kameraden?“ sagte er. „Ich weiß wenig lustiges . . . ein Heimatlied, wenn Ihr wollt!“

Er bereitete sich vor und suchte die aus dem Grunde seines Erinnerns auftauchenden Strophen. Er unterdrückte die Erregung, die sich seiner bemächtigte. Und dann stimmte der Rüher-Legionär den Ruhreihen an, prachtvoll und ruhig:

Lè zarmailli dei Colombetta

Dè bon matin se son léva;

Ah! Ah! Ah!

Liauba: liauba; por ariá! ah!

Liauba! liauba! por ariá!

Unbewußt, langsam und schwer begann der Gesang. Die Stimme des Sennens schien ihn zu durchsuchen, zu

paden. Er entdeckte darin unbekannte Tiefen, aus denen wie Fackelschein die Betonungen herausleuchteten.

Der Gesang verhallte in der Ferne und zitterte hinaus in das Schweigen der afrikanischen Wüste, über die der Mond sein Licht ergoß. Alles Heimweh und alle wehmütige Freude, alle Hoffnungen und alle Enttäuschungen schauerten in dem Lied. Und gewisse, lang angehaltene, unbestimmte und unbestimmbare Töne gaben die Seele des Rühers preis, die bis zum Rande gefüllt war von der Erinnerung an die Heimatberge mit den sonnigen Weiden und den blauen Gletschern beim Morgendämmer, dem Herdengeläut, dem schäumenden Wildbach, der rauchenden Alphütte . . .

Venidé toté
Blantzé naire,
Rodzé, motalié,
Dzouven' et otré,
Dézo on tzâno
Yô vo z'ario,
Dézo on treimblho
Yô ie treintzo.

Ah! liauba! liauba! por ariá (bis)

Er sang das Liauba, das aus seinem innersten Herzen stieg, mit solcher Wucht, daß es tönte, so tief wie der Wildbach, der in den Schluchten mit Orgelauschen niederrurstzt, wenn die Sonnenlichter an den feuchten Felswänden spielen und den ausspringenden Gischt vergolden. Und der Gesang rauscht empor, langvoll wie eine Harfe:

Kan sein végniu ai bassé zivoué
D'né sein lopi k'lân pu passâ;
Ah! ah! ah! ah!
Liauba! liauba! por ariá! ah!
Liauba! liauba! por ariá!

Die Stimme wurde wärmer und erhielt die Fülle eines Todlers, der über das Tal hinüberflingt. Denn nun erwachten sie und glitten in die Melodie, die schönen Todler von einst, die von Fels zu Fels getragen zehnmal vom Echo zurückgeworfen wurden . . . und erstarben in der Unendlichkeit — ganz oben in den Felswänden . . . die schönen Todler von einst, die wohlklingenden Weisen, dem Winde gleich, der in den Tannen rauscht.

Doch die Eregung bemächtigte sich mehr und mehr des Rühers. Eine kurze Stille war auf die zweite Strophe gefolgt. Dann reckte er sich und fuhr fort:

Lé senailliré
Van lè premiré,
Lè toté naire.
Van lè derrairé,

Ah! liauba! liauba! por ariá! (bis)

Feierlich klang es! Es schien, als ob der alte Senn ein Bekenntnis ablegen wollte, so viel Ueberzeugung, so viel Liebe legte er in die langanhaltende flagende Weise des Rehrreims. Da — ganz plötzlich — brach die Stimme inmitten eines letzten „Liauba“ ab . . .

Aufrecht neben dem Biwakfeuer im Lager der Fremdenlegion am Eingang der afrikanischen Wüste im Mondenlicht weinte ein Mann: der Rüher von Audon!

Da stand er, starr, seiner selbst unbewußt, den Blick traumverloren, von Tränen verdunkelt, die Brust von Schluchzen erschüttert. Er hatte seine Kräfte überschätzt. Nun lebte in ihm der Ruhmesgesang seiner Heimatberge, der Triumphgesang seiner geliebten und . . . fernen Berge! Es war der Schrei der Heimat, der befehlende, der herzerreißende . . .

So fuhr die heilige Weise seit Jahrhunderten fort, ihren übermächtigen Zauber auszuüben. Und der Rüher von Audon im Dienste der Fremdenlegion vereinigte sich über Raum und Zeit mit dem Geiste seiner heldenhaften Ahnen in fremdem Kriegsdienst, die weinten im Regemente, wenn sie den Ruhreihen hörten.

.... Rund um ihn tönte kein Wort, kein Lachen. All diese Männer erschauerten. Die Tränen des Schweizers flossen für alle. Und sie alle, die Geächteten, die Verstoßenen, die Vaterlandslosen fühlten im Herzen den mächtigen Hauch . . . der fernen Heimat!